

24]

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Die Studentin hatte keinen Grund, Kretschmann gegenüber mißtrauisch zu sein, und fuhr am Abend mit Kretschmann in die Wohnung, wo die Sachen versteckt waren. Er soll dann geäußert haben, ein paar Tage könnten die Sachen noch ganz ruhig dort liegen, er werde schon ein sicheres Versteck finden, wohin wir sie dann bringen könnten. — In derselben Nacht aber wurden die Studentin und die Besitzerin der Wohnung, wo die Sachen aufbewahrt waren, verhaftet! — Ist das nicht sonderbar?

„Das ist allerdings merkwürdig. Nur verstehe ich dann das Vertrauen nicht, das ihm unsere sonst so vorsichtigen Freunde entgegenbringen,“ entgegnete ich.

„Wenn Kretschmann zur Geheimpolizei gehört, was wir ja noch nicht genau wissen,“ sagte Sophie, „so ist er ein äußerst gefährlicher Agent provocateur, denn er hat eine sehr gute Bildung, redet glänzend und treibt eine außerordentlich geschickte Propaganda unter den Arbeitern; das blendet unsere Freunde, denn wir rechnen ja meistens mit ganz einfachen, ungebildeten Geheimpolizisten.“

Ich war sehr aufgeregt über das Gehörte und beschloß, am nächsten Tage Odessa zu verlassen, nachdem ich Sophie gebeten hatte, mir über Kretschmann weitere Mitteilungen zukommen zu lassen.

In Belaja Zerkow angekommen, verkaufte ich nach und nach meine Sachen und erklärte meinen Freunden, daß ich eine Stelle in Moskowschen Semstwo erhalten hätte und bald übersiedeln müsse. Ich konnte aber doch nicht früher als nach zehn Tagen abreisen.

Auf dem Wege zu Anna Michailowna und Abramoff besuchte ich einen Bekannten, der mir als Deckadresse diente. Bei ihm lag schon ein Brief von Sophie. Sie war mit Mühe und Not einer Verhaftung entgangen. Gleich nach meiner Abreise aus Odessa war der ganze Kreis, mit Kretschmann an der Spitze, verhaftet worden. Nach ein paar Tagen war dieser wieder in Freiheit gesetzt worden. Nun war kein Zweifel mehr, daß er ein Agent provocateur war und mein Mißtrauen sich rechtfertigte.

Solche Leute mit guter Schulbildung, die sogar die Arbeiterfrage in Westeuropa genau studiert hatten, trifft man oft als Agent provocateur; sie kommen in eine Stadt und suchen Verbindungen mit Revolutionären anzuknüpfen, oder sie gründen auch unter dem Schutze der Polizei einen geheimen Arbeiterverein, halten dort Vorträge und treiben scheinbar eifrig Propaganda. Sehr bald finden sich Revolutionäre ein, die auch Anteil an der Arbeit nehmen, und eines schönen Tages ist der Verein verhaftet, — der Gründer wird bald wieder freigelassen und nimmt seine schändliche Tätigkeit wieder auf.

Anna Michailowna und Abramoff hatten sich in einer Stadt niedergelassen, in der sehr schnell eine Industrie aufgeblüht war. Mehrere große Fabriken waren dort errichtet worden, mit Tausenden von Arbeitern. Alles trug schon das Gepräge einer Fabrikstadt.

Anna Michailowna übte ihre Praxis als Hebamme aus und hatte viel Zuspruch. Abramoff arbeitete an Artikeln, die in einer Zeitschrift erscheinen sollten. Sie behandelten die theoretischen Grundlagen unserer geheimen Arbeit und mußten, wie alle Artikel in Rußland, die die Politik streiften oder soziologische Probleme berührten, so geschrieben werden, daß das meiste zwischen den Zeilen herausgelesen werden mußte.

Gleich nach meiner Ankunft sagte Anna Michailowna zu mir:

„Vorläufig läßt sich hier gut arbeiten. Polizei ist nicht viel da, und Spione gibt es, glaube ich, gar nicht. Wie steht es mit Ihren Finanzen? Können Sie ohne Beschäftigung auskommen? Denn bloß zum Schein irgend eine Stelle bekleiden, brauchen Sie hier nicht. Sie können auch so ungehindert leben!“

Ich erklärte ihr, daß, trotzdem ich doch nebenbei verdient und ziemlich sparsam gewirtschaftet hätte, mein kleines

Kapital stark zusammengeschnitten sei und ich mich nach einem Verdienst umsehen müsse. Darauf meinte sie:

„Arbeiten Sie vorläufig mit Abramoff zusammen. Er hat eben den Auftrag erhalten, ein englisches Werk ins Russische zu übersetzen; das können Sie beide zusammen machen, und der Verdienst ist nicht schlecht.“

Ich hatte mich ganz in der Nähe meiner Freunde eingelagert und erhielt von Abramoff zur Probe ein paar Druckbogen zum Uebersetzen. Mein Freund war zufrieden, und nun machte ich mich mit großem Eifer an die Arbeit. Unser kleiner Kreis hatte noch an Andreeffs Bruder ein neues Mitglied erhalten. Wir waren also fünf Menschen, das Ehepaar Abramoff, Andreeff, sein Bruder und ich.

Der Verdienst von Anna Michailowna war nicht besonders groß, das Honorar für die Uebersetzung und andere Arbeiten erhielt Abramoff nicht regelmäßig, und da Andreeff nichts verdiente, so stellte ich mein bares Geld unserer Kolonie zur Verfügung. Wir lebten ganz kommunistisch; Mittag- und Abendbrot aßen wir zusammen, und es gab Zeiten, wo auch Wäsche, Stiefeln und Kleidung gemeinsames Gut wurden. Nach dem Abendessen wurden lange theoretische Gespräche geführt, wie wir uns hier am besten betätigen könnten. Wir hatten unter den Arbeitern schon Anhänger gefunden, und es war nur eine Frage der Zeit, wann wir geheime Vorträge halten könnten.

Wir waren ungefähr drei Monate hier. Andreeff und sein Bruder hatten Stellungen als Zeichner in einer Maschinenfabrik erhalten. Durch unsere Freunde unter den Arbeitern bekamen wir Nachricht, daß in ihrem Kreise Unzufriedenheit herrschte. Jetzt hieß es also für uns, auszuhalten, denn unsere Hülfe und unsere Arbeit konnte bei einem ausbrechenden Streik von großem Nutzen sein.

Fast jeden Abend wurden wir von Arbeitern aufgesucht und um Rat gefragt. Eines Tages hörten wir, daß der Arbeiter Maximoff angekommen sei und eine Anstellung in der Maschinenfabrik, wo Andreeff und sein Bruder beschäftigt waren, erhalten habe. Maximoff hatte vor vier Wochen einen großen Streik in der Stadt Alexandrowsk geleitet. Er war ein tüchtiger Agitator und sehr beliebt unter seinen Kameraden. Hier hatte er auch frühere Bekannte gefunden und sofort Fühlung mit den übrigen Arbeitern genommen.

Die Unzufriedenheit unter den Arbeitern wuchs. Wir waren in ständiger Verbindung mit den Führern und erfuhren von ihnen, daß es Maximoff gelungen sei, eine Streikliste zu begründen. „Jetzt geht es bald los!“ sagte Anna Michailowna. „Wahrscheinlich wird Maximoff auch uns sehr bald um Hülfe bitten.“

Wir hatten ihn bisher nicht gesehen; vorsichtshalber hatte er uns noch nicht aufgesucht. Wir waren aber über die Forderungen der Arbeiter orientiert, hatten auch schon einen Aufruf verfaßt. Eines Abends endlich erschien Maximoff in Begleitung eines Bekannten zu einer Beratung. Er und seine Kameraden hatten so vorsichtig gehandelt, daß die Fabrikverwaltungen noch keine Ahnung von dem bevorstehenden Streik hatten. Sie wußten, daß Unzufriedenheit unter den Arbeitern herrschte, hielten sie aber nicht für gefährlich.

Auf Maximoffs und Anna Michailownas Vorschlag wurde beschlossen, während des Streiks bei uns eine kleine Druckerei einzurichten. Ich reiste sofort mit einer Empfehlung zu einem Freunde Maximoffs, um das Nötige zu beschaffen. Dies gelang mir aber nicht, da die Stadt, wo Maximoffs Freund wohnte, von Geheimpolizisten geradezu wimmelte. Wir mußten uns daher mit hektographischerervielfältigung der Aufrufe begnügen.

Der Streik brach ganz plötzlich aus. Die zwei großen Fabriken standen still. In der Nacht hatten wir noch ununterbrochen Aufrufe gedruckt. Die Forderungen der Arbeiter waren sehr kurz formuliert: Bessere Behandlung, Erhöhung des Lohnes, Kürzung der Arbeitszeit, die obligatorischen Ueberstunden sollten fortfallen oder besser bezahlt werden. Die ärztliche Hülfe mußte besser und bequemer organisiert und genügende Vorsichtsmaßnahmen zur Verhütung von Unglücksfällen getroffen werden.

Andreeff und ich eilten am nächsten Morgen, nach getaner Arbeit, hinaus auf die Straße, um zu sehen, wie die

Proklamationen wirkten. Die Straße war überfüllt von Arbeitern, die in kleinen Häufen standen und über ihre Lage berieten. Wir trafen Maximoff, und alle drei eilten wir zu der großen Maschinenfabrik Guseff. Vor dem Tore der Fabrik hatte sich eine große Menge versammelt. Wir wurden von einigen Arbeitern erkannt und aufs lebhafteste begrüßt. Maximoff eilte von einem zum anderen, wechselte mit ihnen ein paar Worte und bat sie, ruhig abzuwarten, was die Fabrikverwaltung bewilligen werde, vor allem keine Ausschreitungen zu begehen.

Es war ein Komitee gebildet worden, das die Forderungen der Arbeiter dem Direktor überreichen sollte. Maximoff war auch unter den Gewählten. Sehr bald kehrten Maximoff und seine Kameraden zurück.

„Was hat er gesagt? Was hat er gesagt?“ wurden sie von allen Seiten gefragt.

„Der Direktor wollte nicht mit uns sprechen, nannte uns Aufrührer und sagte, er würde uns empfangen, wenn die Kosaken hier wären.“ —

„Schau mal, wie wichtig er sich macht!“ sagte jemand.

„Wir sind doch keine Leibeigenen!“ meinte ein anderer.

Maximoff aber rief der Menge laut zu:

„Kameraden, haltet zusammen! Wir werden siegen, — wir sind in unserem Recht! Verhaltet Euch ruhig. Die Polizei soll nicht sagen, daß sie gezwungen gewesen sei, gegen Euch loszugehen, weil Ihr sie dazu herausgefordert habt. Wir verfechten eine gerechte Sache. Geht jetzt ruhig nach Hause und versammelt Euch später in kleinen Trupps bei Bekannten.“

Die Menge zerstreute sich, — und vor den Toren der Fabrik blieben nur der Wächter und zwei Schutzleute, die den ganzen Vorgängen ruhig zugesehen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Volksstämme des Kaukasus.

Von Dr. J. Wiese.

Kaukasien, wohlbevölkert und fruchtbar, könnte 30 bis 40 Millionen Einwohner ernähren, zählt aber nur 10 Millionen mit Einschluß des Gouvernements Stavropol und nur 8½ Mill. ohne dieses Gouvernement; seine Fortschritte sind indessen beträchtlich gewesen und bei weitem größer als die Fortschritte anderer Teile des russischen Reiches; denn noch vor 25 Jahren zählte der Kaukasus nur 5½ Millionen Einwohner. Trotz der kriegerischen Verwicklungen hat sich durch eine bedeutende Einwanderung von Kosaken, russischen Bauern und armenischen Flüchtlingen der Bevölkerungsstand bedeutend gehoben.

Der bedeutendste Volksstamm Kaukasiens sind die Tataren in Stärke von fast 1½ Millionen Seelen. Sie sind über ganz Kaukasien verbreitet und bilden in den Gouvernements Vatu, Jelisawetpol und Erivan eine kompakte Bevölkerung. Sie sind aber auch über das ganze Land verbreitet, und nicht selten trifft man unter anderen Völkern Kaukasiens auf geschlossene Tatarenhöfe, deren Einwohner ihren Sitten und Gebräuchen streng treu bleiben. Man darf sie indessen nicht mit den an der Wolga und in der Krim lebenden Tataren verwechseln, da diese ein türkischer Volksstamm, die kaukasischen Tataren aber mongolischer Abstammung sind. Die Tataren sind körperlich wohlgebildete Menschen, strenge, der Sekte der Schiiten angehörige Mohammedaner. Sie besitzen große, geistige Fähigkeiten, regen Fleiß und eine dem Orientalen meist fehlende Zuverlässigkeit, Eigenschaften, die sie dazu befähigen, in der Kaukasien bevorstehenden Kulturperiode unter allen anderen Volksstämmen die wichtigste Rolle zu spielen.

Die wichtigsten Produkte der tatarischen Landwirtschaft sind Gerste, Weizen und Baumwolle, in den Gärten zieht der Tatar neben verschiedenen Obstsorten und Weintrauben hauptsächlich Melonen, Arbusen und Gurken; mit Gemüsebau befaßt er sich fast gar nicht, dafür desto eifriger mit dem Anbau von Zwiebeln, die im rohen Zustande massenhaft genossen werden. Die Weintrauben werden nicht zum Weinfeltern benutzt, sie sind im frischen Zustande ein wichtiges Nahrungsmittel der ärmeren Klasse, außerdem werden sie getrocknet. Ihr ausgebrühter Saft wird teils ungetrunken getrunken, teils zu dem beliebten Duschab (Weinbeerenshrup) eingedampft. Die Viehzucht des Tataren erstreckt sich hauptsächlich auf das Schaf (Feltshwanz); seine wichtigsten Arbeitstiere sind das Pferd, der Esel und das Kamel; dem Rindvieh dagegen schenkt er nur untergeordnete Aufmerksamkeit.

Die Frauen der tatarischen Landbevölkerung sind außerordentlich fleißig, neben den häuslichen Arbeiten befassen sie sich noch mit Spinnen und Weben; die großen und dauerhaften Teppiche, die das wichtigste Ausstattungsstück der Wohnungen sind, werden zum größten Teile von Frauen aus selbstgepinnener und gefärbter Wolle verfertigt. Die Frauen und erwachsenen Töchter

dürfen sich nie vor einem im Hause anwesenden Fremden sehen lassen, sollte jedoch ein Begegnen unvermeidlich sein, so müssen sie dem Gast den Rücken zuzehren oder das Gesicht verbeden.

Daghestan und die östliche Gegend des Kaukasus haben mit Ausnahme des Terel-Bedens nur wenig die russische Invasion verspürt. Die Tschetschenzen und die Lesginer bewohnen in Anzahl von 700 000 Seelen den größten Teil dieses Bezirkes.

Die Tschetschenzen, sunnitische Mohammedaner, sind am mittleren Terel und seinem Zuflusse verbreitet, sie stehen unter allen Kaukasiern unstreitig auf der niedrigsten Stufe. Sie sind geborene Räuber, denen die Blutrache ein heiliges Gebot ist, und bewohnen hoch auf den Bergen wirkliche Höhlen. Ihre Zahl schätzt man auf etwa 206 000 Köpfe. Zur Gruppe der Tschetschenzen rechnet man auch die Inguschen, Galgaier und Karabulaten.

Die Lesginer oder Leschiner, auch Lekier und Didos genannt, sind die Bergbewohner im wahren Sinne des Wortes; sie werden auf 460 000 Seelen geschätzt und sollen in 55 verschiedene Stämme zerfallen, die den größten Teil Daghestans im Westen und Süden von Derbent bewohnen. Die Lesginer sind wie die Tataren sunnitische Mohammedaner, meist schöne Menschen von schlanker, aber kräftiger Gestalt; ihrem Charakter nach könnte man sie die Kauritter des Kaukasus nennen, deren Tapferkeit sprichwörtlich ist. Zu dieser Mannestugend gesellen sich leider bei dem Lesginer eigene Luft am Räubertwesen, unbändige Rachgier und eine grenzenlose Trägheit, infolge deren er sein Weib mit den schwersten Arbeiten überbürdet, während er selbst dem Müßiggang frönt.

Die lesginischen Dörfer sind meist auf Felsenerrassen oder am Rande von Abgründen, überhaupt an Orten angelegt, die leicht in Verteidigungszustand gesetzt werden können. Auch die Bauart seines Hauses, das noch jetzt häufig mit Schießscharten versehen ist, entspricht dem kriegerischen Charakter des Lesginers; gewöhnlich hat es zwei Stockwerke, wobei der untere Stock als Stallung für das Vieh, der obere als Wohnraum dient.

Landwirtschaft betreibt der Lesginer nur wenig, was ja auch bei dem nur spärlichen Vorkommen kulturfähigen Bodens in seinen Felsenbergen und bei seiner Faulheit, die mit außerordentlicher Genügsamkeit in der Nahrung gepaart ist, nicht zu verwundern ist. In einigen lesginischen Dörfern hat sich eine besondere Hausindustrie entwickelt, die Anfertigung eines sehr dauerhaften Tuches aus Schaf- und Kamelwolle. Dieses Tuch ist unter dem Namen lesginisches Tuch auf dem ganzen Kaukasus gesucht, aus ihm fertigt man mit Vorliebe die Tschertesse, das lange, mit Patronenhaltern an beiden Brustseiten versehene Oberkleid der Tschertessen, Lesginer und Tschetschenzen. Als äußerst leidame Tracht ist die Tschertesse eine beliebte Mode bei fast allen Kaukasiern, auch den Armeniern und Grusinern geworden.

Der berühmteste Stamm der Lesginer ist der der Awaren, aus ihm stammte der große Führer im Kriege gegen die Russen, Schamahl, der erst nach furchtbaren Kämpfen im Jahre 1859 in der Bergfeste Sunib gefangen genommen wurde; mit seiner Gefangennahme wurde auch der Widerstand der übrigen Gorzi (Bergvölker) gebrochen.

An das Gebiet der Tschetschenzen reiht sich in der Richtung nach Westen bis zum Kasbel das der Ossetiner an, die stark mit tatarischen und indo-europäischen Elementen gemischt sind und auf 110 000 Seelen geschätzt werden. Bei diesem, dem Namen nach christlichen Volke, dessen Christentum aber mit vielen heidnischen und mohammedanischen Begriffen verquitt ist, wollen einige Forscher in Sprache und Sitten Anklänge an die germanische Rasse nachgewiesen haben. Dies hat mehrfach zu der Behauptung geführt, daß das kleine Volk der Ossetiner Abkömmlinge deutscher Ritter seien, die nach dem unglücklichen Verlaufe des letzten Kreuzzuges hierher verschlagen wären und sich dann angesiedelt hätten. (?) Die Ossetiner sind ein echtes Gebirgsvolk mit allen Tugenden und Fehlern der kaukasischen Gorzi; die vielen, ihnen nachgesagten Laster, wie Dieberei, Hinterlist usw., sind wohl mehr auf üble Erfahrungen zurückzuführen, die einzelne Reisende unter ihnen gemacht haben. Sie sind ein hochgewachsener, starker Menschenschlag mit angenehmen Gesichtszügen, unter ihnen ist blondes Haar, das bei den übrigen Kaukasiern nur als Ausnahme vorkommt, nicht ganz selten. In Ossetien wird Ackerbau und Viehzucht getrieben. Aus der Gerste, dem von den Ossetiern am meisten gebauten Getreide, weiß nur er allein unter allen Kaukasiern ein schmackhaftes Bier zu bereiten, das er aus hölzernen Kannen trinkt.

Das Beden des Kuban, das das nordwestliche Cis-Kaukasien bildet (ehemalige Circasien), ist die südliche Grenze des von den Kalmücken und Kirgisen bewohnten Landes; es hat fast vollständig seine ehemalige Bevölkerung, die der Tschertessen oder Abighe, verloren. Diejenigen von den letzteren, die in den moskowitzischen Eroberungskriegen nicht ihr Leben verloren haben, sind aus ihrem Lande vertrieben worden und in Massen (etwa einer halben Million Köpfen) auf osmanisches Gebiet geflüchtet. In unserer Zeit trifft man in Kaukasien nur noch wenige Abighe- oder Tschertessen-Familien, die in der russischen Masse zerstreut wohnen. Den ritterlichen Abighe stehen am nächsten die Abchasen (72 000 Seelen) und die Kabardiner (32 000 Seelen), ein friedfertiges Volk im nordwestlichen Kaukasus, das Ackerbau und Viehzucht treibt und dessen Pferde zu den edelsten der kaukasischen Rasse gehören. Auch in gewerblicher Tätigkeit entwickelt der Kabardiner großen Fleiß, seine gold- und silbergestickten Lederarbeiten sind in ganz Kaukasien berühmt, aber von viel größerer

Bedeutung ist ein anderes Erzeugnis seiner Tätigkeit, nämlich die Bürke, die sich über ganz Kaukasien und selbst über seine Grenzen hinaus verbreitet hat. Die Bürke ist ein Kleidungsstück von der Form eines ärmellosen, dreieckigen großen Leberwurstes, der am Hals zusammengehalt wird, bis zu den Fersen reicht und absolut regendicht ist. Ihre Außenseite ist zottig wie ein Schaffell, aus dessen Wolle sie gewebt wird, und meist von schwarzer Farbe. Die Bürke ist so groß, daß sie den ganzen Körper eines Reiters und noch den ganzen Rücken des Pferdes bis zur Schwanzwurzel bedeckt und mit einer nicht Kälte und Nässe durchlassenden Decke umgibt. Aus demselben Stoffe werden auch Futterale für die Flinten angefertigt.

Das westliche Kaukasien oder Georgien ist die fast unbestrittene Domäne der schönen georgischen Rasse (1 200 000 Köpfe) geblieben. Zu ihr gehören die Mingrelier, die Gurier, die Imeritiner, die Grusiner. Alle diese Stämme gehören der griechisch-orthodoxen Kirche an. Sie sind meist arm und bebauen ihr Land, das von der Natur reich gesegnet ist. Sie sind heiterer, sorgloser Gemütsart, freundlich, gastfrei, stolz und tapfer, allerdings auch prahlerisch und faul. Die Mingrelier, 215 000 Köpfe stark, sind die schönsten Repräsentanten nicht nur des georgischen Volksstammes, sondern der menschlichen Rasse überhaupt. Sie wohnen im Osten von Poti (am Schwarzen Meer); eine große Anzahl von ihnen ist aber auch in das Innere, auf Tiflis zu, gewandert. Die Imeritiner sind die Georgier des oberen Bedens des Rion. Sie sind ein fangeskundiges Volk und tragen zum Unterschied von allen anderen Kaukasierern (bei denen wir die Papagei in verschiedenen Formen und Größen vorfinden) keine Kopfbedeckung. Auch baut der Imeritiner sein Haus mit einem spitzen Dach, während bei den meisten Kaukasierern flache Dächer gebräuchlich sind. Ihre nahen Verwandten sind die Gurier, die das Tal des Tschorah bewohnen und sich im Süden auf dem türkisch gebliebenen Gebiete ausdehnen, wohin viele nach der Annexion der Gegend von Vanu ausgewandert sind; sie sind stark mit Armeniern, Russen und Tataren vermischt. Dasselbe ist der Fall bei den Grusiner, deren wohlgeformtes Gesicht mit den blickenden Augen und scharfgeschnittenen Zügen den Eindruck ströhender Gesundheit macht. Die große Vorliebe für reichlichen Weingenuss, sagt Kozmähler, verleiht ihnen eine Gesichtsfarbe, wie sie auch an den Bewohnern anderer Weinländer bemerkbar ist. Der Grusiner ist für die Handlungsgeschäfte nur selten geeignet, seine Lieblingsbeschäftigung ist die Landwirtschaft und Viehzucht, namentlich der Weinbau. Der Grusiner ist nicht nur Weinproduzent, sondern gleichzeitig Weinkonsument in größtem Maße. In Racketien z. B. dem geeigneten grusinschen Weinlande, spielt für den sich vermietenden Arbeiter die tägliche Wein- und Brotzotation eine wichtigere Rolle als der bare Lohn. Der Bau der Häuser weicht im östlichen Grusien eigentümlich von Westgrusien ab. Der Ostgrusier sucht stets für sein Wohnhaus, das er aus Mauerwerk oder Balken, ja selbst aus mit Lehm beworfenem Flechtwerk aufführt, einen oberirdischen Standpunkt aus, während im westlichen Landesteil in der Regel eine Abgrabung einer Berglehne die fertige Rückwand des Hauses bildet, so daß es nur mit der Vorder- und den Seitenwänden sichtbar ist.

Russisch-Armenien, von dem Araxes und seinen Nebenflüssen bewässert, wird von Armeniern (975 000 Seelen), Kurden und Tataren bevölkert, die Seite an Seite leben. In Kaukasien ist ihr Hauptwohnsitz das Erivanische und Jelisawetpolische Gouvernement, sie kommen aber auch im Batumschen und Tifliser Gouvernement in bedeutender Kopfstärke vor. Die Armenier haben durch ihren Handel, ihre Industrie und ihre großen geistigen Fähigkeiten entschieden das Übergewicht. Außerlich nur wenig vom Tataren in Kleidung und Lebensart unterschieden, treiben sie neben Ackerbau und Viehzucht einen ausgedehnten Handel mit nicht immer redlichen Mitteln. In Obstbau, Bienen- und Seidenraupenzucht leisten sie Erhebliches. Auch als Handwerker, zumal als Maurer und Steinmetzen, sind sie geschätzt.

Kleines feuilleton.

Schülerelbstmorde. Zu den bellagenwertesten Erscheinungen des sozialen Lebens gehören die Schülerelbstmorde. Neulich hat Eulenburg im Verein für Schulgesundheitspflege über dieses Thema gesprochen, und zwar legte er seinen Betrachtungen das Material zu Grunde, das im Kultusministerium über diese Selbstmorde gesammelt wird. Allerdings berücksichtigt die Akten nur 284 Fälle, in denen es sich um Schüler höherer Lehranstalten handelt. Die niederen Schulen sind aber viel stärker an der Gesamtzahl der Selbstmorde beteiligt als die höheren. In den Jahren 1880—1903 betrug die Zahl der Schülerelbstmorde in Preußen 1152, davon entfielen 812 Fälle auf die niederen Schulen und 340 auf die höheren. Das männliche Geschlecht war unter den jugendlichen Selbstmördern viermal so oft vertreten wie das weibliche, auch scheint die Neigung zum Selbstmorde mit dem Alter zuzunehmen. Das Verhältnis der Schüler über 15 Jahre und denen unter 15 Jahren war nämlich 4:1. Wenn man von Schülerelbstmorden spricht, so soll damit nicht gesagt sein, daß immer die Schule die Kinder veranlaßt, Hand an sich zu legen. Weit häufiger ist das Haus dafür verantwortlich zu machen. Mangel an Verständnis seitens der Eltern trägt oft genug

die Schuld an den Selbstmorden. In mehr als 1/3 der Fälle waren Furcht vor Strafe, vor dem Examen, Scham über Nichtbestehen die Beweggründe zum Selbstmord. In 10 v. H. der Fälle war Geistesstörung, nervöse Ueberreizung der Grund, bei vielen war erbliche Belastung und Alkoholismus der Eltern nachweisbar. Die Verständnislosigkeit der Eltern muß in den Fällen als mittelbare Veranlassung des Selbstmordes eines Kindes angesehen werden, wo ein Mißverhältnis zwischen der Begabung eines Schülers und den Anforderungen der Schule besteht. Der Ehrgeiz der Eltern zwingt das Kind zu einer Ueberanstrengung. Oft bestehen auch Fehler im Charakter des Kindes, die ihm ein ruhiges Arbeiten unmöglich machen und nicht durch autoritative Maßnahmen zu beseitigen sind. Es handelt sich in diesen Fällen um jene unglücklichen Kinder, von denen es heißt, daß sie könnten, wenn sie nur wollten. Daß es Menschen gibt, die eben nicht wollen können, wird übersehen. Dem Menschen sind wie für seine intellektuelle Auffassungsfähigkeit, so auch in seinem Willensleben Grenzen gesteckt. Gerade willensschwache Personen sind den Einflüssen der Umgebung und der Lektüre besonders zugänglich, deshalb kann bei ihnen eine krankhafte Neigung leicht verschlimmert werden. Daß die ungünstigen Einflüsse immer in den großstädtischen Verhältnissen begründet wären, kann nicht behauptet werden; auch in den kleinsten Städten begegnet man ihnen häufig genug. In einer nicht unbedeutlichen Zahl der Fälle sind es die Zustände im Elternhause, Trunksucht, Streit zwischen den Ehegatten, eheliche Untreue, die die Kinder in den Tod treiben. Es ist eine sehr betäubende Erkenntnis, daß viele der kindlichen Selbstmörder durch rechtzeitige Erkennung der Sachlage und sowohl durch ärztliche als auch durch pädagogische Maßnahmen hätten gerettet werden können.

Musik.

Mit immer volleren Segeln scheinen wir in das Ausstattungswesen der großen Oper hineinzufahren und werden vielleicht bald dort angelangt sein, wo man vor einem Jahrhundert war, und von wo aus Richard Wagner seine anderen Wege gegangen ist. Am meisten Gelegenheit zu dieser Betrachtung hat uns in der letzten Zeit unsere „Romische Oper“ gegeben. Allerdings macht sie es nicht genau so, wie seiner Zeit die Spektakeloper mit ihren Feyerlichkeiten. Hauptsächlich kommt ihre Bemühung darauf hinaus, die Bühne wie das Gemälde einer Sezessionsausstellung zu behandeln. Der einheitlichen Farbenstimmung, mag sie nun aus roten Tönen oder aus Schwarz mit Silber bestehen, wird das meiste geopfert.

Nun kam ein besonderes Ereignis: das Gastspiel des „romanischen Bahrenth“. Wir meinen damit die fürstliche Oper von Monte Carlo. In jener Spielstadt hat der Fürst von Monaco zu seinen wissenschaftlichen Interessen auch das an einer möglichst verfeinerten Fürstenoper, wie sie seit etwa seit 1600 der Musikgeschichte ein besonderes Gepräge gibt, hinzugefügt. Ähnlich wie in Bahrenth wird dort nur während zweier Monate des Jahres gespielt, mit Solisten, die den ersten Kräften der Pariser Oper usw. entnommen sind, während Orchester, Chor und Ballett zum Zwecke gründlicher Einstudierung eine ganze Saison hindurch arbeiten und vorarbeiten. Wie wir hören, besteht dort eine verhältnismäßige Ausgleichung der durchschnittlich hohen Honorare insofern, als keine Gage so wie anderswo unter eine annehmbare Höhe geht. — Nun hat sich die gesamte Truppe samt ihren Einrichtungsstücken usw. aufgemacht, um in unserem alten Opernhaus ein Gastspiel zu geben, zum Teil mit einigen Neuheiten. Eröffnet wurde es Donnerstag mit einer Aufführung der „dramatischen Legende“ von Hector Berlioz: „Fausts Verdammung“ (alles in französischer Sprache). Mit dem in solchen Fällen üblichen höfischen Brunkeln nahm die Vorstellung vor einem gespannten Publikum ihren Anfang und vor einem, wenn nicht gerade abgepannten, so doch etwas unsicher gestimmten Publikum ihr Ende. Gerade dieses Stück hörten wir vor kurzem in unserer „Romischen Oper“. Um so interessanter die Vergleichung!

Am Schlusse scheint das Publikum nicht recht gewußt zu haben, ob das Stück schon zu Ende sei. Die letzte Szene besteht in einer Erhebung Margaretens durch Engel zum Himmel. Dem entsprach auch die Ausstattung dieser Szene in der „Romischen Oper“. Diesmal aber ging es, wie bei so vielen Kunstleistungen unserer Zeit: Wunder schön, aber die Hauptsache fehlt! Kein Gretchen stieg empor; dagegen gab es ein Stadtbild und mehrere Balletteusen zu sehen, die in ihren Flugapparaten hin und her flogen und manchmal auch aneinanderstießen. Ähnlich ging es nun mit der Ausstattung im übrigen Verlaufe der Oper. Gegenüber den Sezessionsgenierern jenes anderen Hauses trieben wir hier mehr auf den Wellen der allgemöhten Ausstattung. Unsere „Romische Oper“ legt viel Wert darauf, ihre ohnehin kleine Bühne noch möglichst zu verbauen. Dort hingegen wird der ohnehin riesige Raum noch möglichst frei gehalten und mit Brunkstücken überladen, die nun einmal mindestens unwahrscheinlich sind. So kommen die dramatischen Stimmungen am wenigsten günstig heraus, die darstellenden Bewegungen am günstigsten. Dazu allerdings eine ganze Reihe von solchen Zügen, die dem Publikum mindestens schwer verständlich sind; und schließlich eine wahre „Höllensfahrt“ mittels einer wilden Jagd von Dekorationsbildern und anscheinend auch an willkürlichen Ergänzungen der Verliozschen Musik. Ganz besonders interessant aber erschien es uns, daß wohlgefällige und einheitliche Farbenstimmungen zustande kamen, ohne so wie in der „Romischen Oper“ als die Hauptsache herausgearbeitet zu werden. Alles in allem: der „romanische“ Direktor Raoul Gunsbourg holt aus dem von ihm selbst eingerichteten Stücke trotz seiner wenig dramatischen Anlage doch

noch mehr dramatische Bewegung hervor und gibt mehr wirkliche Bühnentun als jenes andere Theater; doch er kommt über alle Bühnlichkeit hinaus, wie z. B. über die Masse fein ge-
weideter Leute, die als nächstlicher Chor das Gretchen belauschen.

Ballett und Chor werden mit lebhaftem Eifer gepflegt; und tatsächlich hört man nicht bald irgendwo so gute Chororgänge wie hier. Auch das Ballett geht in seinen Leistungen über die gedrückten Massenbewegungen hinaus. Dazu gehört natürlich eine möglichst große Bühne. Daß eine solche auch in Monte Carlo sei, möchte man fast aus den Gesangsleistungen der Solisten erschließen. Der Tenor, der den Faust sang (Herr Rousselière) und die Sopranistin, welche die Margarete sang (Fräulein Lindfah) sind mächtige und gut gebildete Bühnenstimmen, die sich aber in der Höhe übernehmen, vielleicht infolge der Gewöhnung an die Ansprüche ihrer heimischen Bühnen. Unter diesem Schaden weniger zu leiden haben naturgemäß die tieferen Stimmen. So waren die Rollen des Mephistopheles und des urkomischen Brander (bei den Herren Renaud und Chalmir) besonders gut aufgehoben. sz.

Technisches.

Elektrisches Kochen und Heizen. Die Wärmeentwicklung, die beim Fließen des elektrischen Stromes durch einen Leiter auftritt, ist in der Regel dem Elektrotechniker sehr unerwünscht. Denn nur diese Wärmeentwicklung, die ein eigentlicher Energieverlust ist, zwingt ihn, starke Kupferquerchnitte in seinen Maschinen zu verwenden, was bei den heutigen hohen Kupferpreisen doppelt unangenehm ist. Natürlich liegt aber der Gedanke nahe, diese Wärmeentwicklung durch den Strom dort hervorzurufen, wo Erwärmung kein ungern gesehener Gast ist, sondern vielmehr ein unentbehrlicher Mitarbeiter sein soll, also beim Heizen und Kochen. Doch Heizen und Kochen sind technische Vorgänge, und so spielt bei diesen Vorgängen die leidige Kostenfrage eine entscheidende Rolle. Und die Wirtschaftlichkeit des elektrischen Kochens und Heizens ist leider noch ein wunder Punkt. Ich kann mit Kohle z. B. einen Ofen heizen und dabei zirkel 60 Proz. der in der Kohle aufgespeicherten Energie zu diesem Zwecke direkt nutzbar machen. Will ich den Raum elektrisch heizen, so muß ich die Kohle zuerst unter einem Dampfkessel verbrennen und Dampf erzeugen.

Mit diesem Dampf betreibe ich eine Dampfmaschine, die wiederum eine Dynamomaschine antreibt, in der die elektrische Energie erzeugt wird. Also eine dreifache Energieverwandlung, die natürlich mit bedeutenden Verlusten verknüpft ist, so daß schließlich nur 6—7 Proz. der in der Kohle aufgespeicherten Energie in elektrischer Energie zur Verfügung steht. In die Sprache des Geldes übertragen: elektrisches Heizen ist theoretisch ohne Rücksicht auf die Anlagekosten, Maschinen usw. zehnmal so teuer als Ofenheizung. In Wirklichkeit sind die Unterschiede in manchen Fällen krasser, in anderen wieder milder. Nehmen wir konkrete Fälle: Um die Temperatur eines normalen Wohnraumes von zirkel 100 Kubikmeter um 10 Grad zu erhöhen, sind etwa 3700 Watt nötig. Kostet die Kilowattstunde 40 Pf., so bedeutet das, wenn die Erwärmung in einer Stunde geschehen soll, eine Ausgabe von zirkel 60 Pf. Für das Kochen stellen sich die Verhältnisse ungefähr folgendermaßen: Ein Liter Wasser kann durch zirkel 1500 Watt in 5 Minuten zum Kochen gebracht werden, das sind 0,125 Kilowattstunden oder eine Ausgabe von zirkel 5 Pf. Die Frage der Rentabilität des elektrischen Kochens und Heizens hängt also einzig und allein vom Stromtarif ab. Und dieser wird von vielen Umständen gesteuert, deren Betrachtung außerhalb des Rahmens dieser Zeilen fällt. Dies mag nur erwähnt werden, daß bei Antrieb der Dynamos durch Wasserturbinen von vornherein die Verwendung des elektrischen Stromes zu solchen Zwecken viel rentabler erscheint, weil ja die Betriebsmittel für die Kraftmaschinen — das Wasser — nicht so wie die Kohlen Geld kosten. Hier haben wir die interessante Umkehrung der Energie des fließenden Wassers in die Energie der Wärme.

Trotz der unzulänglichen Kostspieligkeit bürgert sich der elektrische Betrieb beim Kochen und Heizen immer mehr ein. Denn den hohen Betriebskosten stehen eben so große Vorteile gegenüber. Der elektrische Ofen ist vor allem bequem und gesund. Man kann ihn überall aufstellen, er ist im Gegensatz zu den Kohlenöfen immer „betriebsfertig“, wie der Techniker sagt, tritt sofort nach dem Einschalten in Tätigkeit und entwickelt gar keine schädlichen oder unangenehmen Verbrennungsprodukte. Noch vorteilhafter sind, was Bequemlichkeit und Sauberkeit betrifft, die elektrischen Koch- und Heizapparate für die Hausfrau. Das Essen kann ohne viel Arbeit und ohne Auf und Unnütze Wärmeentwicklung am Tisch bereitet werden. Kein Feueranzühen, kein Gasregulieren ist nötig. Ein Drehen des Schalters, ein Einstecken eines Stöpsels und der Tee kann gekocht, der Braten bereitet werden. Deshalb hat die Technik auch bereits alle möglichen Apparate für's elektrische Kochen geschaffen. Vom Keimkocher für die Tischlerwerkstatt bis zum Brennherrenwärmer, vom Plättchen bis zum Milchwärmer für Babys Saugflasche. Die elektrischen Kochapparate zeigen ihre besonderen Vorzüge auch dort, wo ein offenes Feuer unangenehm oder gefährlich ist. In den Garderoben der großen Theater gibt es jetzt keine Spiritusflamme mehr für das Brenneisen, Siegellack, Harz und Wachs werden jetzt in Gefäßen ohne offene Flamme geschmolzen, und der Laden-

besitzer kann die Scheiben seines Schaufensters frostfrei machen, ohne die offenen Gasflammen zu fürchten.

Die Erzeugung der Wärme geschieht ausnahmslos durch die sogenannte Widerstandserwärmung. Es wird der Strom durch Metalldrähte oder Streifen geleitet, die als sogenannte Heizkörper ausgebildet und in die eigentlichen Kessel usw. eingebaut werden. Die Drähte, durch die Strom fließt, sind meist aus Nickel oder einer ähnlichen Legierung, und werden, damit sie nicht oxydieren, also rasch zerstört werden mit Email usw. umgeben. Bei einer anderen Ausführung wird der elektrische Strom durch Silberstreifen, welche auf Glimmerplatten eingebrannt sind, geleitet. Dadurch werden die Gefäße gleichmäßiger erwärmt.

Eine andere Art elektrischer Erwärmung ist die Lichtbogenheizung, welche die im elektrischen Lichtbogen entwickelte Wärme benützt. Dies geschieht vor allem in familiären elektrischen Schmelzöfen, ferner beim elektrischen Lötlöten und auch bei einer Konstruktion eines Plättchens.

Es wäre nur vom Standpunkt der Hygiene und der Bequemlichkeit zu wünschen, daß die Strompreise sich überall so stellen, daß auch weite Kreise elektrisch heizen und vor allem elektrisch kochen könnten. A.

Humoristisches.

— Nur immer genau. „Wenn ein Zeuge in der Gerichtsverhandlung nicht erscheinen kann und statt dessen sein Protokoll verlesen wird, so muß nicht nur der Grund hierfür, wie Krankheit, allzuweite Entfernung usw. angegeben, sondern auch die Feststellung muß getroffen werden, daß dieser Grund auch zurzeit noch fort-dauert. Beachten Sie das doch endlich 'mal!' jagte der Herr Amtsgerichtsrat.

Der Herr Sekretär merkt sich's. Infolgedessen heißt es im nächsten Protokoll pflichtschuldigst: „... und wird beschlossen und verkündet: Die Verlesung des Protokolls über die richterliche, eidliche Vernehmung des Zeugen Hanspeter wird angeordnet, da derselbe verstorben ist und dieser Grund auch zurzeit noch fort-dauert.“

— Robel. „... Man soll ja von Wohlthaten, die man läßt, eigentlich nicht reden...“ — „Gewiß!... Wir lassen es deshalb immer in die Zeitung bruden!“

— Verechtigtes Verlangen. Fleischermeister (in der Sommerfrische, beim Kammerherrn des Fürsten): „Ich möcht' gern um den Hoflieferanten-Titel nachsuchen!“ — Kammerherr: „Haben Sie denn für unsere Küche schon geliefert?“ — Fleischermeister: „Ihrer Küch' noch nig — aber die Dackin Seiner Durchlaucht haben mir in acht Tagen sechs Salamivurst' g'stohlen!“
(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Am Sonntag, den 7. April, 7 Uhr abends, wird im großen Saal des Gewerkschaftshauses (Berlin SO., Engel-Ufer 15) der Rezitator Wolfgang Quinde soziale Dichtungen zum Vortrag bringen. Das reichhaltige Programm umfasst Gedichte von Goethe, Storm, Anzengruber, Hood-Freiligrath, F. Adler, Fr. Th. Wischer, Wolzogen, Schultz, G. Friedrichs, Ferd. v. Saar, Wd. Fr. Graf v. Schack u. a. m. Der als Volksunterhaltungsabend gedachte Vortrag, zu dem Karten mit Programm nur 20 Pf. kosten und am Abend an der Kasse noch ausgegeben werden, wird von der Berliner Gesellschaft für ethische Kultur veranstaltet.

— Anfang nächster Woche wird im Kunstsalon Bertheim eine neue Ausstellung eröffnet. Es werden mit Kollektionen vertreten sein die Berliner Künstler Hans Hartig und Hermann Hendrich, ferner Wilhelm G. Ritter-Dresden und Wilhelm Nagel-Starkruhe.

— Telephon und Popularisierung der Wissenschaft in — Amerika. In einem kleinen Städtchen Nordamerikas in der Nähe von Kansas gibt es eine von Carnegie gestiftete Bibliothek. Der Verwalter dieser Bibliothek hat ein Telephon und beantwortet jede an ihn telephonisch gestellte Frage bereitwilligt entweder auf Grund seiner eigenen Kenntnisse oder an Hand der ihm zur Verfügung stehenden reichlichen Informationsliteratur. Die meisten Fragen kommen telephonisch von weit draußen in der Prairie wohnenden Farmern, die so ein bequemes Bildungsmittel gefunden haben. Natürlich setzt das eine Verbreitung des Telephons voraus, die in Amerika nicht wie in Europa augenblicklich in Oesterreich durch Erhöhung der Gebühren um 100 bis 200 Proz. gehemmt wird.

— Die Japaner auf Sachalin. Wie der „Globe“ nach russischen Nachrichten mitteilt, entwickeln die Japaner auf dem Teile der Insel Sachalin, der ihnen durch den Frieden von Portsmouth zugesallen ist, eine ungewöhnliche Tätigkeit. Ueber 15 000 japanische Kolonisten haben sich schon in diesem Teile der Insel angesiedelt. Eine Eisenbahn verbindet Korsakowst (an der Niwa-Bai) mit dem nördlicher gelegenen Wladimirowst, auch sind die Vorarbeiten zum Bau einer zweiten Bahnlinie von Wladimirowst nach der Küste zu schon beendet. In Korsakowst erscheint eine japanische Zeitung „Kawasto Simpo“, auch sind dort seit der Besitzergreifung durch die Japaner mehr als 600 neue Häuser erbaut worden. Die Fischerei ist Privatunternehmern übergeben und liefert schon jetzt bedeutende Erträge.